

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 23 (1967)
Heft: 1

Rubrik: Aufgespiesst

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wort und Antwort

„Das löchergesteuerte Gerät“

Zu diesem Beitrag (Heft 5/1966, Seite 153) schickt uns ein aufmerksamer Leser die folgende Meldung aus der „Welt am Sonntag“ (den „Stil“ mag genießen, wen's nicht ekeht):

Hönmann störte das Post-„oe“

Das ausgeprägte Persönlichkeitsgefühl des pensionierten Frankfurter Bundesbahnrates Karl Hönmann kann für die Bundespost teuer werden. Sollten sich die nächsthöheren Instanzen auf den Standpunkt des Frankfurter Verwaltungsgerichtes stellen, vor dem Hönmann gegen die Oberpostdirektion Frankfurt bereits siegte, so sind die Schreibautomaten der Post fast wertlos.

Mit ihnen schreiben und adressieren die Fernmeldeämter ihre Rechnungen. Doch die Automaten amerikanischen Fabrikats kennen kein „ö“, sondern nur ein „oe“.

Das trieb Bundesbahnrat Hönmann auf die Palme. Jahrelang hatte er zähneknirschend Postrechnungen bezahlt, die an „Karl Hoenmann“ adressiert waren. Nach geraumer Frist platzte ihm der Kragen. Er ging vors Verwaltungsgericht und klagte gegen die Post. Begründung: Durch die falsche Schreibweise fühle er sich in seiner verfassungsmäßig garantierten Unverletzlichkeit der Person beeinträchtigt.

In der ersten Instanz schlugen sich die Richter auf seine Seite. Jetzt steht der Streit um die ö-Tüpfelchen beim Hessischen Verwaltungsgerichtshof in Kassel an. Sollte Herr Hönmann siegen, müßte die Post ihre gesamten Schreibautomaten umrüsten. Die Oberpostdirektion: „Wenn das technisch überhaupt möglich ist, würde es sicher Millionen kosten!“

Aufgespießt

Mini

Seit vielen Jahren geht mir sporadisch der Werbeslogan eines Feuerlöschgeräteherstellers durch den Kopf: „Hast du *Minimax* im Haus, breitet Feuer sich nicht aus.“ Vor Zeiten wurde *Minigolf* für mich ein Begriff; allein in Zürich gab es etwa ein halbes Dutzend Minigolfanlagen. Außerdem existiert ein Taxameterbetrieb *Minitax*, eine Kesselschmiede *Minitherm*. Das alles klingt noch einigermaßen exklusiv.

In letzter Zeit aber jagt eine *Mini*-Sprachschöpfung die andere, und die Seuche wird demnächst Inflationsformat haben. Man macht nicht mehr kleine Umfragen, sondern *Minitests*; man verkauft nicht mehr ein Tessiner Hüttchen, in welchem sich kaum ein ausgewachsener Ochse umdrehen kann, sondern einen *Mini-Rustico*. Ein Zürcher Blatt berichtet unter dem Einheitstitel „Zürcher *Mini-Story*“ in Fortsetzungen von kleinen Begebenheiten an der Limmat. Das *Mini-Klapprad* rollt auf uns zu, und die Preise sind so gehalten, daß sogar sparsame Leute mit *Mini-Salären* ans Kaufen denken können.

Eine Zeitung gibt Winke für eine *Mini-Party*, eine andere spricht von der politischen *Mini-Koalition* in Düsseldorf, eine dritte empfiehlt Zigeunersalat fürs *Mini-Budget*. Eine vierte läßt uns wissen, daß sich die Mode nach den noch nie dagewesenen *Mini-Jupes* wohl oder übel wieder auf das schon Dagewesene ausrichten dürfte, und eine fünfte registriert mit Liebe zum Detail, daß Brigitte Bardot, vom Hamburger Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ übrigens „Frankreichs karpfenschnutiger Sexport in Blond“ genannt, im roten *Mini-Kleid* mit Günther Sachs getraut wurde. Und endlich ist der Schweizer wegen des *Mini-Spions*, des winzigen Abhörgeräts, nachhaltig beunruhigt; allerdings erst neuerdings, obwohl ausführliche Reportagen über das „big ear“, das „große Ohr“ schon vor zwei Jahren auch in unserem Lande erschienen sind.

Weitere *Mini-Kreationen* werden sicher in nächster Zeit folgen. Wer Freude an Vollständigkeit hat, wird allerdings zweierlei vermissen. Erstens ist nie von *Mini-Semmeln*, *Mini-Portionen* und *Mini-Schnitzeln* die Rede, obschon ein Blick auf manchen „Tellerservice“ zu solchen Formulierungen geradewegs animiert. Und zum zweiten fehlt die *Maxi-Gegenkonstruktion*, obwohl sie sich beim Durchlesen zahlreicher Preis- und Tariflisten aufdrängt. „Mini-Leistung zu Maxi-Preis“ müßte es heute da und dort ehrlicherwise heißen. Umgekehrt wäre es — wenn schon — viel netter. Und billiger.

Felix Blunschli („Tages-Anzeiger“)

Ein sicheres Zeichen der Halbbildung

Der bekannte Naturforscher P. Jordan schreibt im Vorwort seines neuen Buches „Der Naturwissenschaftler vor der religiösen Frage“ diese Sätze: „Daß ich mich bemüht habe, mein Buch ohne Mißhandlung der deutschen Sprache abzufassen, mag manchen Zeitgenossen geradezu als entschuldigungsbedürftig erscheinen. Ich bin aber schon in meiner Jugend durch Eduard Engels „Deutsche Stilkunst“ davon überzeugt worden, daß der überschwengliche Gebrauch nutzloser Fremdwörter und die sich darin aussprechende unzureichende Beherrschung der deutschen Sprache ein sicheres Zeichen der Halbbildung ist.“

Unsere kaffee-vermarkteten fünf Schwerpunktkameruner

In nimmermüder Entwicklungshilfsbereitschaft teilt unser Politisches Departement mit, nach Ruanda sei Kamerun zum „zweiten Schwerpunktsland der schweizerischen technischen Zusammenarbeit mit dem schwarzen Afrika geworden.“ 1,7 Millionen Franken aus Bundesmitteln wurden dort bisher aufgewendet, um 30 (katholische) Krankenschwestern auszubilden, eine (reformierte) Sekundarschule in Douala zu betreiben und ein (katholisches) Töchterinstitut in der kleinen Provinzstadt Edea zu führen.

Als bisher größte Ausgabe wurden 520 000 Franken eingesetzt „für die Schaffung eines Berufsbildungszentrums für Erzieher.“ Früher nannte man bei uns so ein Ding schlicht „Seminar“.

Acht junge Schweizer Freiwillige, Spengler, Bauleute und Elektriker — teilt das Bundeshaus mit — „standen schon 1964 im Einsatz und haben dort einen vorzüglichen Eindruck hinterlassen.“

Man weiß nicht recht, ob man empfehlen sollte, auch den Verfasser der jeweiligen Schwerpunktsländer-Communiqués ebenfalls ins Pfefferland Kamerun zu schicken, zum Beispiel als Sprachlehrer. Besitzt er doch die heute hochgeschätzte Gabe, ganz einfache Dinge so zu formulieren, daß man sie kaum mehr versteht. Zum Beispiel: „Die erste Aktion bestand in einem fünf

Kamerunern vermittelten sechsmonatigen Praktikum in der Kaffeevermarktung.“ Aber über solchen Wortgreueln könnte es sogar den Krokodilen Kameruns schlecht werden.
Sebastian (im „Oberthurgauer“, Arbon)

Image

Heute hat man ein Image. Das gehört zum guten Ton, ist aber nichts als eine läppische Modetorheit, mit der man sich und andern zeigen will, daß man up to date ist. Früher fühlte man sich auf der Höhe und hatte man statt eines Image einen mehr oder weniger guten Ruf. Was man heute Image nennt, das war einfach das Bild, welches sich die andern von einem machten. Aber was kann schon unser deutsches Bild gegen das englische Image — sprich immitsch, damit es nicht heißt, Fremdwörter seien bei Dir Glückssache! Was ist ein klares Wort schon gegen ein zerquetschtes englisches, mit dem man so schön zu bekunden glaubt, daß man kein Provinzler ist? Man wird aber ausgesprochen dazu, wenn man sich solch modischer Kaugummiwörter bedient, „mit denen man alles sagen kann, was der andere hineinhört, und doch nichts gesagt hat.“ Wörter wie Image sind so richtig dazu angetan, die Sprache aufzuplustern, mit fremden Federn Pfauenräder zu schlagen, etwas vorzuspiegeln, was nicht unbedingt vorhanden ist. In dieser Hinsicht entspricht das Wort dem Rummel, der um die Sache entstanden ist. Wir sagten schon: Ein Image zu haben gehört heute zum guten Ton, vor allem wenn man Politiker oder sonst eine wichtige Person ist. Und deshalb hat man es nicht nur, sondern baut es systematisch auf, pflegt es, auf daß es ein recht effektvolles sei...

Wenn aber so jemand abends oder morgens in den Spiegel schaut, so blickt ihm daraus trotz allen Bemühens ums Image halt doch nur der alte Adam entgegen! Was zu beweisen war.
B. („Die Ostschweiz“, St. Gallen)

Das droht uns'

Die stufenweise Auslöschung der Kantone in einem zentralisierten Bundesstaat, der allgegenwärtig und dadurch bald allmächtig wird, bedeutet innert kurzer Frist die Gegenüberstellung von Minderheit und Mehrheit, den Zusammenprall der Volkstümer, dieser bornierten Abstraktionen, die das 19. Jahrhundert modisch und das 20. zum Fieberschauer hat werden lassen.

Georges-André Chevallaz, Nationalrat und Stadtpräsident von Lausanne, am Comptoir und in der „Feuille d'Avis de Lausanne“

Keine Auflösung der Sprachgebiete!

(Vergleichen Sie Heft 5/1966, Seite 137)

Eine Gruppe von Welschen, die... für ihre Kinder das Recht auf unbegrenzten Unterricht in ihrer Muttersprache [in Zürich] verlangte, ist abgewiesen worden. Das Bundesgericht hat festgestellt, daß die unseren vier Nationalsprachen gewährte Verfassungsgarantie nur verwirklicht werden kann, wenn die sprachliche Einheitlichkeit in gebietsmäßiger Beziehung gewahrt wird, und daß die Schule gerade dazu da ist, die Angleichung der Neuzugezogenen zu erleichtern. ... So viel Verständnis man für die besonderen Fälle der Welschen von Zürich haben kann, so ist man doch gezwungen, den Richtern in Lausanne recht zu geben. Die wachsamsten Föderalisten müssen die ersten sein, welche die Souveränität anderer Kantone achten.

Wir können anständigerweise nicht von verbündeten Ständen Maßnahmen verlangen, die wir im eigenen Kanton unbedingt verweigern würden. Es genügt, die Gegebenheiten des Problems umzukehren, um die Folgen zu ermessen. Die welsche Schweiz hätte alles zu verlieren, falls sich im ganzen Lande die Bestimmungen verbreiten würden, welche die Zürcher Romands verlangen. ... Diese Angleichung ist der Kern des Problems. Die welschen Kantone bleiben nur dank ihrer Assimilationskraft erhalten. Die wirkliche Jurafrage beruht darauf, daß die Zugehörigkeit zum Kanton Bern die Angleichungsmöglichkeiten der Jurassier schwächt. Steht das so, so können wir unseren Eidgenossen die normalen Assimilationsmittel, die öffentliche Schule mit Unterricht in der Landessprache, nicht verweigern. Andernfalls würden wir Extremisten von der Art jenes „Konrad Bärtschi“ (Verfasser einer Streitschrift gegen „Verwelschung“ und Separatisten) recht geben und Strukturen unterminieren, die uns unentbehrlich sind. Ein schwerwiegendes Problem bleibt freilich gestellt: jenes der wirtschaftlichen Macht, der Anziehungskraft Zürichs, der Notwendigkeit, die gewissen Romands auferlegt wird, ihre Laufbahn in der großen Handelsstadt fortzusetzen ... Darauf muß man achten. Doch behaupten zu wollen, das Problem durch Abänderung des Schulwesens lösen zu können, hieße die politischen Strukturen in den Dienst der wirtschaftlichen Tatsachen stellen, und das hieße den Ubelstand vollenden statt beheben.

Georges Duplain (Bundeshauskorrespondent der „Gazette de Lausanne“)

Vom sprachlichen Takt im Geschäftsverkehr

Der Schweizer ist ein höflicher Mensch. Er drückt sich, wenn es nicht gerade hochdeutsch sein muß, entgegenkommenderweise in der Sprache des Gastes aus. Das heißt, genauer gesagt handelt es sich um den Deutschschweizer, der ja, zufolge seiner absoluten Andersartigkeit im Vergleich zu seinen Sprachgenossen in andern Ländern, manchmal gezwungen ist, sich doch einer allgemein verständlichen Kultursprache zu bedienen, mit Vorteil der französischen oder englischen. Der Radiosprecher von Beromünster spricht denn auch im, sagen wir vorsichtig: schriftdeutschen Text Fremdwörter, oder was er als solche betrachtet, so aus, wie er sie für korrekt fremdsprachig hält. Also etwa Ottawa als O-uttäwä. O, wenn ihm's doch jemand beibrächte! Daß der Straßburger Bürgermeister Pflimlin „Pflimleng“ heißt, der Franzose Mayer „Meiäär“ und der Amerikaner Goldberg „Gouldböörg“ versteht sich. Warum dann aber nicht den Bundeswehrgeneral de Maizièrè „Demei-Ziere“ und der Dichter de la Motte Fouqué „Delamottefo-ukwe“?

Wenigstens kommen dann die andern dem Deutschschweizer in seiner Vielsprachigkeit entgegen: So hat die in Emmenbrücke beheimatete Kunstfaserfirma, welche mehrheitlich dem französischen Rhône-Poulenc-Konzern gehört, den schönen einsprachigen Namen „Société de la Viscose Suisse“ und selbstverständlich für ihre Kunden in der deutschen Schweiz nur einsprachig französisches Briefpapier. Der Nestlé-Aktionär (man beachte den Akzent auf dem urfranzösischen Namen) sendet seine Mitteilungen in vorgedruckten Briefumschlägen an die *Nestlé-Alimentana S. A., Zug (Suisse), Bureau des actions. Dollfus, Mieg et Cie., Oberuzwil (Suisse), cotton perlé* (Ortschaft wahrscheinlich Obäärüs-ville auszusprechen) ist die Schweizer Filiale des gleichnamigen Elsässer, pardon Haut-Rhin-er Textilunternehmens. Die Dübendorfer Riechstofffirma Esrolko fügt ihrem Geschäftspapier kleine deutsche Übersetzungen bei, damit auch die wenigen französischunkundigen, unkultivierten Leute den Text verstehen können. Bei solcher Volkserziehungsarbeit dürfen natürlich die bundesdeutschen Niederlassungen in der Schweiz nicht hintanstehen: Die Niederlassung des Riechstoffkonzerns Dragoco hält für ihre Deutschschweizer Kun-

den einsprachig französisches Geschäftspapier bereit. Die Frankfurter Haushaltmaschinenfirma Braun macht es, um niemand zu beleidigen, in ihrer Badener Holding gleich französisch-englisch: *Braun Electric International S. A.* (Aussprache wahrscheinlich Broon Elektrik Ängternäschnäl). Es scheint, als träfe bald auf die ganze deutsche Schweiz die Anpreisung des Biel-Biener Werbeberaters Paul Moser (sprich Pool Mosäär) in einem Stelleninserat in der Frankfurter Allgemeinen zu: „Die halbfranzösische Ambiance und die liebliche Landschaft rundherum scheinen unsern Mitarbeitern besonders zuzusagen.“ Mir langt's. Ich ziehe mich zurück in meine Toggenburger Beiz und bestelle, so steht's schwarz auf weiß: *Specialite du jur: Nuilles et salad.* C'est chic de parler français, aber bei uns blöd! LB.

Zweierlei Namengebung

Adliswil, ein Vorort Zürichs, wächst. Am Nordhang des Sihltals soll ein ganzer neuer Dorfteil mit allem üblichen Drum und Dran entstehen. Und wie soll er heißen? *Jolieville!* Hoffentlich fügen sich die Bauwerke besser in die Landschaft ein als dieser Hochstapler-Brocken. Noch steht kein einziges Haus, aber im Volksmund heißt der neue Dorfteil bereits „Tschooliwil“ (*Tschooli* = gutmütiger Trottel), — ein schönes Münsterchen alemannischer Weltgewandtheit. Auch im Süden wächst das Dorf. Dort hat die Zürcher Brauerei Hürliemann eine neue Gastwirtschaft eröffnet. Wie heißt sie? *Belvoir?* *Beau Site?* *Bel Air?* Nein — *Büchel*. Das paßt (noch bodenständiger hätte freilich „Büel“ geklungen), und das zieht. L. r.

„Martinach — Martigny“

In seinem aus reicher Kenntnis geschöpften, vortrefflichen Aufsatz über „Doppsprachige Ortsnamen“ („Bund“, 30./31.7.1966) hat Johannes Hubschmid die Frage aufgeworfen, woher es komme, daß die traditionellen französischen Bezeichnungen von anderssprachigen Orten jedenfalls in der Schweiz einen besseren Stand haben als unsere deutschen Namensformen für welschschweizerische Ortschaften. Ich glaube, diese Frage sei im wesentlichen leicht und einfach zu beantworten: Der Unterschied kommt daher, daß die Schweizer französischer Zunge ganz allgemein Wert und Ehre ihrer Muttersprache besser hochhalten und deren Schätze eifersüchtiger hüten als wir Deutschschweizer. Sie wissen oder sie spüren es daher, welch kostbarer Sprachbesitz gerade in solchen eigenen Namen liegt. Eine Genfer Zeitung braucht nur einmal über einen Verkehrsunfall in „Ligerz“ zu berichten, und schon kann man sicher sein, daß Sprachhüter unter den Lesern die Redaktion in entrüsteten Zuschriften darauf aufmerksam machen, daß diese (deutschsprachige) Ortschaft am Bielersee auf französisch immer noch „Gléresse“ heißt. Demgegenüber sind die Schweizer deutscher Zunge in solchen Dingen eher gleichgültig, weil es ihnen nur auf die „Sache“ ankommt oder weil sie gar glauben, als gebildete (und patriotische?) Leute über den Sprachen stehen zu müssen und zu können. Sprachliche Übermenschen? Wohl eher kulturelle „Niemandsmenschen“ — aber sie merken es nicht.

Was kann man im Sinne des sprachlichen Heimatschutzes tun, um dem Absorbieren der schönen deutschen Namen entgegenzuwirken? Kurz geantwortet: Man muß den Schatz erhalten *wollen!* Und das heißt: man muß die Namen gebrauchen. Im einzelnen Falle ist es natürlich eine Ermessensfrage, ob ein Name noch lebendig oder bekannt genug ist, etwa „Vivisbach“ für Veveyse oder „Gestler“ für den Chasseral. Unbekannt oder lebendig — danach kann

man aber nicht die Zürcher oder die noch weiter östlich wohnenden Schweizer fragen, sondern nur die Menschen in den sprachgrenznahen Gebieten. Maßgebend sollte also der lebendige Gebrauch solcher Namen im Oberwallis, in den deutschfreiburgischen Bezirken See und Sense und im bernischen Seeland sein.

Man sehe einmal etliche Nummern des „Walliser Boten“, des „Walliser Volksfreunds“ und der „Freiburger Nachrichten“ durch, und man wird dort in selbstverständlichem Gebrauch finden: Brämis (für Bramois), Eifischtal (Val d'Annivers), Eringtal (Val d'Hérens), Gerundensee (Lac de Géronde), Gundis (Conthey), Martinach-Stadt (Martigny-Ville), St. Leonhard (St-Léonard); Bürglen (Bourguillon), Greyerz (Gruyères), Grissach (Cressier), Gurwolf (Courgevaux — (übrigens mehrheitlich deutschsprachig), Merlach (Meyriez), Peterlingen (Payerne), Pfauen (Faoug), Stäffis-am-See (Estavayer-le-Lac). Diese von vielen Deutschschweizern totgeglaubten Namen sind also noch lebendig. An uns ist es, sie zu bewahren, indem wir sie gebrauchen. Wem sie bis jetzt unbekannt sind, der wird sie kennen lernen und sich über den Fund freuen. Ganz selbstverständlich ist, daß man in deutschem Text für die zweisprachigen Scharnierstädte Sierre/Siders, Fribourg/Freiburg und Biel/Bienne nur die deutschen Namensformen verwendet. Die nützlichen Postleitzahlen sind auch hier hilfreich, da sie jede Verwechslung — etwa von Freiburg im Uchtland mit Freiburg im Breisgau — ausschließen. A. H. B. („Der Bund“)

Was ist Volkssprache im Elsaß?

Äußerungen des Straßburger Weihbischofs Msgr. Elchinger, die anlässlich einer Firmung in der Festpredigt getan wurden und die Sprachenfrage im Gottesdienst betreffen, haben über den katholischen Bevölkerungsteil hinaus im Elsaß Aufsehen erregt und werden zum Teil auch in der Presse diskutiert. Der Weihbischof, der in französischer Sprache predigte, erinnerte daran, daß nach den Beschlüssen des Konzils das Lateinische allmählich durch die Volkssprache ersetzt werden soll. Dann führte er aus:

„In den kommenden Jahren wird das Latein vollständig durch die Volkssprache, die Sprache der Jugend, ersetzt. Die Messe wird daher auf französisch abgehalten. Die Älteren unter Ihnen, die nur Deutsch sprechen, müssen sich diesem neuen Tatbestand fügen, denn Französisch ist die Sprache der Jungen.“

Dann wechselte der Weihbischof zur deutschen Sprache über: „Das muß ich aber den Älteren unter Euch auf deutsch sagen. Ich habe soeben auf französisch gesagt, daß wir nächstens das Latein zugunsten des Französischen abschaffen werden; das müßt ihr, die ältere Generation, einsehen; Französisch ist die Sprache unserer Jugend. Wenn auch einige unter Euch sind, die das Französische nicht verstehen, das Latein haben sie ja auch nicht verstanden.“ Es folgte eine Pause, die eine gewisse Verlegenheit erkennen ließ. Dann schloß Msgr. Elchinger, bevor er in französischer Sprache weiter predigte, dieses Kapitel mit dem Satz ab: „Da verstehen Sie vielleicht noch besser Französisch als Latein“.

Diese Meinung dürfte in der ganzen katholischen Welt einzig dastehen.

Sprecht Hochdeutsch mit den welschen Miteidgenossen!

Als Experte für deutsche Sprache und Literatur durfte ich letzthin während der Examen an der bekannten „Ecole Supérieure de Commerce“ in Neuenburg feststellen, daß sich sehr viele junge französischsprechende Miteidgenossen

große Mühe geben, die deutsche Sprache zu erlernen. Nicht wenige haben eine beträchtliche Fertigkeit erlangt, und eine verhältnismäßig hohe Anzahl spricht im Diplomjahr recht gut Deutsch. Häufig hörte und hört man jedoch, direkt und indirekt, die Klage: Wo und wie können wir unser mühsam erlerntes Deutsch auch brauchen? In der deutschen Schweiz jedenfalls müssen wir uns weitgehend auf den schriftlichen Ausdruck beschränken! Und doch möchten wir nicht bloß deutsch lesen und schreiben, wir möchten die Sprache Goethes und Schillers auch sprechen. Aber dafür haben unsere alemannischen Miteidgenossen wenig Verständnis! Bei ihnen herrschen nun einmal die vielen Dialekte, welche uns im Grunde nicht interessieren. Welche Mundart sollten wir auch lernen, wenn wir Zeit und Lust dazu hätten?

Wir möchten bei dieser Gelegenheit an alle Deutschschweizer guten Willens einen Appell richten, den welschen Miteidgenossen weitgehend entgegenzukommen, und damit einen Teil des auch in diesem Bereiche herrschenden Malaise zu beheben. Wir sollten mit ihnen möglichst nur Hochdeutsch oder Französisch sprechen. Mit dem Dialekt sollte man sie im ganzen verschonen, denn Hochdeutsch und Mundart sind für die meisten zu viel! Mancher Deutschschweizer spricht freilich nicht gern Schriftdeutsch, aber es geht hier um einen Dienst am Nächsten und am Miteidgenossen! Auch gilt es, veraltete Komplexe aufzugeben! Die hochdeutsche Sprache ist ein wundervolles Instrument, wenn sie, wie das Französische (und alle andern Sprachen), mit Liebe, Freude und etwas Schwung gesprochen wird!

Lange nicht für alle Deutschschweizer ist das Hoch- oder Schriftdeutsche eine Fremdsprache! Es ist im Gegenteil das Band, welches uns mit den verwandten Nachbarvölkern, Deutschland und Österreich, verbindet. Durch dasselbe haben wir Anteil an der deutschen Kultur, welche es kräftig zu fördern gilt. Unsere politische Eigenständigkeit wird dadurch nicht im geringsten berührt.

Hans Welten, Pfarrer, Neuenburg („Der Bund“)

Keine „Gastarbeiter“

(Eine Stimme aus der Bundesrepublik)

Wenn ausländische Arbeiter in die Bundesrepublik kommen, so werden sie — in der Regel von wohlmeinenden Zeitgenossen — als „Gastarbeiter“ angesprochen, von weniger wohlmeinenden als „Fremdarbeiter“. Daß die Bezeichnung „Fremdarbeiter“ durch die rigorose und brutale Verschleppung von Millionen Arbeitskräften nach Deutschland kompromittiert worden ist, bedarf keiner näheren Erläuterung. Länder, deren Vergangenheit unbelastet ist, wie die Schweiz und Holland, sprechen auch heute noch unbefangen von „Fremdarbeitern“ und denken dabei an nichts weiter als an die Abgrenzung zu einheimischen Arbeitern.

Der scheinbar wohlmeinende Ausdruck „Gastarbeiter“ ist dagegen nichts weiter als ein lebenswürdiger Unsinn. Der einfache Einfall, von ausländischen Arbeitnehmern zu sprechen, ist anscheinend zu naheliegend, um sich durchzusetzen. Aber was soll ein „Gastarbeiter“? Innerhalb der deutschen Gesellschaft kann er ein Fremder sein oder Mitbürger. Im Betrieb ist er nicht „Gast“ des Arbeitgebers, sondern Arbeitnehmer mit den gleichen Rechten und Pflichten wie ein deutscher Arbeiter. Und schließlich hat er auch vor dem Finanzamt nicht das Glück, ein Gast zu sein, sondern er muß sich an den Lasten der aufnehmenden Gesellschaft gleichverpflichtet beteiligen.

Wir könnten also den Ausdruck „Gastarbeiter“ als lebenswürdigen Unfug abtun, gäbe es nicht einen ernsthaften Hintergrund. Der Ausdruck „Gastarbeiter“ täuscht vor, die Anwesenheit ausländischer Arbeiter sei eine verhältnismäßig kurzfristige, vorübergehende Erscheinung. Wir müssen uns jedoch darüber klar sein, daß die Anwesenheit ausländischer Arbeitskräfte in Deutsch-

land, einem industriellen Kerngebiet der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, auch auf lange Sicht Tatsache bleiben wird.

Der befristete Aufenthalt der einzelnen Arbeiter, die individuelle Wanderung darf nicht mit der langfristigen Anwesenheit nationaler Kontingente verwechselt werden.

Der einzelne ausländische Arbeiter ist eben nicht Gast. Er ist Bürger des entstehenden Europas und kann sich auf eines der ersten europäischen Bürgerrechte — das der Freizügigkeit — berufen. Es ehrt die westlichen Demokratien, wenn die Straßen von Sizilien nach Hamburg frei sind.

Der ausländische Arbeiter von heute ist der europäische Bürger von morgen. Der europäische Arbeiter geht dem europäischen Bürger voran. Aus diesem Grunde, um nationalegoistischen Illusionen entgegenzutreten, muß der „Gastarbeiter“ aus dem deutschen Sprachschatz verschwinden.

Eberhard de Haan („Der VHTL“, Zürich)

Zum Lachen — oder Weinen

Aus einem Nachruf auf einen Radrennfahrer:

„Im Alter von vierzehn Jahren schuf er sich ein Fahrrad an.“

Aus Briefen an eine Versandabteilung:

„Ich bin die Kundin, die man bitte zuerst erledigen sollte.“

„Brauche keine Ware mehr — bin versorgt.“

„Von Ihrem Pyjama, das ich jetzt 14 Tage getragen habe, wird mein Wasser ganz blau.“

Zeitungsanzeige:

Das Fräulein

(blond, mit braunem Mantel), das am Samstag um 17.20 Uhr mit der RhB Chur-Felsberg fuhr, möchte doch so gut sein, dem Herrn (mit Brille), der nach dem Engadiner Zug fragte, ihre Adresse zu entlüften.

Aus Ratssälen:

„Die Tramschleife am Irchel bringt eine Verbesserung der Verkehrsteilnehmer von Schwamendingen.“

„Es ist nicht die Aufgabe der öffentlichen Hand, zu verstopfen.“

„Der Stadtrat soll prüfen, wie man mit Maschinen Wahlen und Abstimmungen besser lenken kann.“

„Der Bahnhof Wiedikon bekäme mit der Überdachung einen ganz anderen Affekt.“

Briefkasten

Schriftsetzersorgen

Unsere Schriftsetzer haben sich kürzlich über die Richtigkeit von zwei Formulierungen ereifert, welche bei uns gedruckt worden sind. Dürfen wir um Ihre Stellungnahme bitten? In einer Danksagung steht:

„Aufrichtigen Dank gebührt... den ehrwürdigen Schwestern...“

Ein Verdankungsbrief lautet so:

„Zu meiner Wahl in den Großen Rat sind mir in reichem Maße Glücks- und Segenswünsche zugekommen, die mich sehr geehrt und mit aufrichtiger Freude erfüllt haben.“